Schwäbisches Tagblatt, 14.12.2011

Gefangen im Ich

Autisten haben besondere Früherfahrungen, die ihre Eigenheit bedingen

Autismen gibt es so viele wie Autisten, sagt der frühere Tübinger Kinder- und Jugendpsychiater Reinhart Lempp. Die Übergänge zur vermeintlichen Norm sind fließend.

KATHARINA MAYER

Tübingen. Autismus als Diagnose sei „eine gewisse Mode“ geworden, sagt der 88-jährige emeritierte Tübinger Professor für Kinder- und Jugendpsychiatrie. Das liege nicht etwa daran, dass es tatsächlich mehr Autisten gebe als früher. „Man ist jetzt kritischer geworden“, findet Lempp, der sich schwerpunktmäßig mit Autismus befasst hat.

Heute treibt ihn die Frage um, was aus den Kindern von morgen wird. „Generation 2.0“ heißt Lempps neues Buch, das im kommenden Jahr veröffentlicht wird. Der Zerfall klassischer Familienstrukturen, die elektronische Revolution und neue Kommunikationsstrukturen verändern die Lebenswelt derer, die heute aufwachsen. Lempp geht trotzdem, allen Unkenrufen zum Trotz, nicht davon aus, dass alles besser oder schlechter wird: „Ich gehe davon aus, dass es anders wird.“

Verändert hat sich auch der Umgang mit Autismus. Von gefühlskalten „Kühlschrankmüttern“, die ihr Kind in eine psychische Notlage treiben, redet hier schon lange keiner mehr. Diagnostiziert wird die psychische Entwicklungsstörung aber ungleich öfter als früher. Autismus sei eine Teilleistungsschwäche, und von denen gebe es viele, am bekanntesten ist wohl die Legasthenie. Nur fehlt Autisten eben nicht der Bezug zu Buchstaben, sondern der Zugang zu den Emotionen anderer Menschen.

Begründet liegt die Erkrankung nach derzeitigem Forschungsstand in einer komplexen Verschränkung genetischer und umweltbedingter Faktoren. „Eine erbliche Komponente liegt auch beim Autismus sicher vor, aber ihr Grad und ihre Ausgestaltung hängt auch von der Umwelt ab, der seelischen-emotionalen und der körperlichen“, sagt Lempp.

Symptome und Ausprägungen der Erkrankung sind höchst individuell. Sie reichen von leichten Verhaltensstörungen bis hin zu schweren geistigen und sozialen Einschränkungen mit hohem Betreuungsbedarf. „Das Problem ist, dass die Grenze von der Normvariante zur Psychopathologie nicht objektiv zu ziehen ist“, sagt Reinhart Lempp, der 1996 das Buch „Die autistische Gesellschaft“ veröffentlichte. Darin befasst er sich mit der Frage, ob die Eigenschaften, die in der Leistungsgesellschaft gefragt sind, nicht zugleich den Zerfall des sozialen Miteinanders begründen. Autismus beginnt für ihn da, wo „der Patient oder seine Umwelt unter diesem Verhalten leiden“.

Während ein Kleinkind für gewöhnlich zwischen dem zweiten und dritten Lebensjahr lernt, dass nicht jeder Mensch das selbe denkt und fühlt wie es selbst, können Autisten dies nicht. „Sie bleiben in ihrer Selbstbezogenheit stehen, sie lernen die Empathie nicht“, sagt Reinhart Lempp. „Damit ist die Sozialisation dieser Kinder sehr gestört.“ Die Umwelt verstehe nicht, warum etwa ein Kindergartenkind seinem Freund wehtun könne, ohne Mitleid zu empfinden. So kommt es permanent zu Missverständnissen und negativen Reaktionen, was bei autistischen Kindern wiederum die Angst vor sozialer Interaktion verstärkt. Ein Teufelskreis.

Den frühkindlichen Autismus festzustellen, ist schwierig: Sicher zu erkennen ist die Entwicklungsstörung erst im Alter von etwa 2,5 Jahren, wenn sich Kinder gewöhnlich aus ihrer absoluten Ich-Bezogenheit lösen und beginnen, die Welt auch mit den Augen der anderen zu sehen. „Den Verdacht kann man aber schon sehr früh haben“, sagt Lempp.

Angst und Scheu vor Sozialkontakten sind den meisten Autisten gemein. Sie sind eine Folge der Umfeld-Reaktionen auf das für Nicht-Autisten kaum nachvollziehbare Verhalten der Kinder. Den Kindern diese Angst so weit wie möglich zu nehmen, ist eine große Aufgabe für die Eltern. „Es ist die Frage, wie weit ich dem Kind ermöglichen kann, sich an seine Umwelt zu gewöhnen und sich in sie einzufühlen.“

Reinhart Lempp schreibt immer noch Bücher – und kämpft um Verständnis für Kinder, die anders sind. Bild: Metz

Dabei, sagt Lempp, „sollte jedes Neugeborene in einem eng begrenzten Kreis konstanter Personen aufwachsen“. An einem häufigen Wechsel der Bezugspersonen könnten autistische Kinder scheitern.

Eltern müssten früh lernen, warum ihre Kinder anders sind, sagt Lempp. Und sie vor allen Dingen nicht, wie in den vergangenen Jahrzehnten häufig vorgekommen, von vornherein als geistig behindert wahrnehmen. Zwar weisen viele Autisten neben ihren Einschränkungen im sozialen Bereich auch sprachliche oder motorische Beeinträchtigungen auf. Diese sind aber eine Folge der Entwicklungsstörung: Die Kinder sehen keine Veranlassung, sich Sprache oder motorische Kompetenz anzueignen – weshalb sie häufig als geistig oder körperlich behindert abgestempelt werden. „Man muss bei Autisten immer davon ausgehen, dass sie eigentlich intelligent sind, aber diese Intelligenz nicht benutzen“, betont der legendäre Kinderpsychiater. Viele landen deswegen auf Schulen und in Einrichtungen, in denen sie nicht adäquat gefördert werden. Lempp rät, Autisten nicht zu früh „in die falsche Schublade“ zu stecken. „Wichtig ist, dass man sie zu verstehen versucht, sie akzeptiert und ihnen intelligenzmäßig mehr zutraut, als sie zeigen.“

Dass der medizinische Fokus in den vergangenen Jahrzehnten auf dem frühkindlichen Autismus lag, ist für Lempp „eine kleine Tragödie der Psychiatrie“. Niemand habe daran gedacht, dass diese Kinder auch einmal erwachsen werden. Deswegen gibt es kaum Betreuungsmodelle für Heranwachsende und Erwachsene.

Lempp unterstützt darum die Arbeit des Vereins „Lebensräume für autistische Menschen“, der in Pfrondorf eine Tagesgruppe für autistische Erwachsene etabliert hat. Langfristig soll dort dauerhafter Wohnraum für die Autisten entstehen, damit sie versorgt sind, wenn die Eltern sich nicht mehr selbst um ihre Kinder kümmern können.